



Zeichnung

Otto Wyler

Otto Wyler.

Von Erwin Poeschel.

Sind es nicht immer die unproblematischen Malernaturen, die neben ihren grossen Tafelbildern auch das Aquarell lieben, das reine, durchsichtig und nass gemalte, nicht die Gouache? Wenn Wyler etwa einen Strauss Wicken, einen Bergbach, einen föhnigen Wintertag ganz frei, ganz locker über das körnige Papier legt, so ist es immer wie ein Spiel, wie das Hinsummen einer Melodie, die sich aus sich selbst herauspinnst. Es ist zwanglose, irrationale Aussprache, und so ist seine Kunst überhaupt. Sie ist ohne Voreingenommenheit und ganz untheoretisch. Er malt, weil es ihm Freude macht, weil er das Leben durch das Auge geniesst. Keiner Richtung ist er verschrieben, ist Impressionist, wenn man damit eine gewisse Passivität dem Eindruck gegenüber bezeichnen will, ist es aber doch wieder nicht, weil er die Form zu sehr achtet. Lieber vertraut er sich seiner eigenen Entwicklung an, denn sein Sinn für das Organische des Lebens beruhigt ihn, dass er damit, zwar nicht zum jeweils Marktgültigen, aber zum Eigensten und Dichtesten kommen werde. Da seine Kunst ihm Genuss ist, bleibt er immer ungequält und gedanklich unbeschwert dem Heiteren des Lebens zugewandt: den blumigen Wiesen, den blühenden Bäumen und vor allem den Kindern. Aarau's, seiner Heimatstadt, schönste Feier ist der Kinderfestzug, und so malt er immer wieder ihre lichte Holdheit: in der Allee,

tanzend unter Bäumen oder im Zug durch die Strassen. Wendet er sich zu figürlichen Kompositionen, so sucht er die Ruhe des Zustandes, scheut gewaltsame Verkürzungen und drückt in der rein frontalen Stellung seinen Sinn für das Organische aus. Scheint der «Sommertag» mit dem parallel hintereinandergeschichteten Raum, dem ruhig und klar hingebreiteten Körper, der Vermeidung jeder Ueberschneidung nicht im Augenblicksgefühl des hohen Sommers zu sagen: Wie einfach ist doch das Leben? Und das geneigte Haupt der Frau bei dem Strauss ist im gleichen vibrierenden Licht einen zeit- und grenzenvergessenden Augenblick lang gleichen Wesens mit den Blumen.

Wyler geniesst auch die Farbe. Sie geht auf Schmuck, auf Glanz und satte Fülle; seine Freude ist's, wenn die Vielfalt der Töne zu leuchtendem Schmelz zusammenwächst. Niemals will er sie mager und dürftig, und auch aus der Handschrift seiner Zeichnung, die rund und füllig ist, spricht die Neigung zum strotzend und saftig Gewachsenen. In der Radierung greift er nicht zur spitzen Nadel, sondern dem breiteren Pinsel der Aquatinta.

Nur wem es ernst mit dem Handwerk ist, dem kann die Kunst heiter werden. Um vollkommene Freiheit im Erfassen der Erscheinung zu gewinnen, geht er in gewissen Perioden seines Schaffens immer wieder dem glei-

aus: Pro Kelchpa (Curt Wiest) August 1927
 " Westermanns Monatshefte ca 1920

chen Bildmotiv nach: Kindern, Blumenwiesen, Sträussen. Aus gleichem Grund wählte er auch während seiner Studienzeit zu Lehrern nicht richtunggebende, überragende Persönlichkeiten, sondern tüchtige Könner. Von den Kursen des Kunstgewerbemuseums in Aarau führte sein Weg nach Paris zu Cormon, nach München zu Heinrich Knirr. Auch Haueisen war ihm kurze Zeit Mentor. 1913 erwarb er (25 Jahre alt) in München die goldene Medaille. Seine innere künstlerische Entwicklung wird klar an zwei Figurenkompositionen, von denen die eine, «Frühling», dem Neunzehnjährigen gelang, indes die andere, «Badende», heute den Gereiften beschäftigt. Damals war

die Form ihm etwas in sich selbst Bestehendes und konnte mit gedachten bräunlichen Tönen umkleidet werden. Dann kamen Erlebnisse des reizbarer gewordenen Auges, erst in silbrigen Tönen, dann in flutenden Farben die Form auflösend; endlich aber gestaltete sich daraus etwas Neues, nicht zuletzt bestimmt durch mehrjährigen Aufenthalt im Hochgebirge auf Maloja und in Fetan. In der klaren Eindeutigkeit dieser Atmosphäre, der Welt der grossen Linien und einer kühlen Unnahbarkeit, die zu Objektivität erzog, konnte sich aus dem Fliessen wieder Form festigen, die nun auch Farbe war. So hat Wyler nun sein Instrument gebaut; wir werden seine neuen Lieder hören.

Das Wuhr.

Von Otto Pfenninger.

Sie fahren über das Wuhr herunter.
Sie sind nackt.

Ihre Sohlen gleiten auf geneigten, überal-
gten Brettern.

Unten, wo sich diese in einer Querbrüstung verlieren, stossen die Wasser schäumend und in Strudeln in ein grünfluserspültes Becken, heben sich und fauchen in breiten Wellen in die starke Krümmung des Strombetts, die sie dem Blick entzieht.

Und unten, auf dieser Querleiste, schnellen sich die Körper der Badenden in die Höhe und stürzen köpflings, rücklings oder seitwärts mit zappelnden Beinen und luffertastenden Händen durch den siedenden Gisch der weiss-schäumenden Flut in die smaragdene Wanne, welche dieselbe empfängt und gürtet, tauchen empor und scheinen bronzegegossen oder quellen als herrlich gemodeltes, lauterer Gold.

Sie stellen Gruppen, Mann auf Mann, bersten auseinander, übernetzt; sie reihen sich und schiessen in Ketten über das Gefälle nieder; sie klimmen das Wuhr empor, über welches das Wasser in unzähligen, drehenden Wellenschnüren rieselt, nachdem es sich, oben zuströmend, windgefältelt rillte, — gleissendes Silber dort, wo die Lüfte es verschonten oder, Bild der Wolken, von unbeschreiblich farbigen Grautönen überhaucht, hier, da Winde es krauen.

Und der Strom baut sich unermüdlich auf, löst, ergiesst sich, strahlt, tobt.

Schwarze Gestalten heben sich vom Licht, scharf geschmeidig umrissen, zattern durch

die Luftbahn mit ausgebreitet wägenden Armen, mit federnden Brücken der Schenkel, spindelschlank, rutenrund.

Daselbst, wo sich das hingelagerte Breitband des Fallwehrs der Senkung der Planken widersetzt, Menschenleiber im Rollen purzeln, kugeln, schliffen und gleich Fischen aufspritzen, wölben die Wasser einen breiten Bogen, Strahl an Strahl, zur Tiefe. Stattliche Körper lustsatter Jünglinge tauchen in den Hohlraum seiner Traufe, in einem neckischen Zauber; denn sie sind in das Wasser geborgen, eingegangen, entnichtet — und weisen, das Gegenteil zu zeigen, ihre Füsse, werfen — unsichtbar — Steinchen, Hölzer durch das Glas des Strudels, sich zu melden; sie zwängen sich zurück durch die stark pressenden Tasten der Flutensträhnen und Stromgebisszähne, die ihr Fleisch erkämpfen wollen und ihren eigenen Lebenshauch in ihnen wiffern, dem sie sich einen müssten. Aus der kämpferisch aufgerissenen Feuchte zischen schwarze Schöpfe gleich molchigen Seehunden, schnalzend, flotschend; Pranken erklimmen Halt... Zweie wimmeln um ein dahintreibendes Brett: ein Ueberbieten in Schwimm-, Sprung-, Taucherkünsten...

Auch die Männer wieder können sich von der Flut, die sie umstellt wie Hundekoppeln sterbende Hirsche und Wildsäue, nicht trennen, legen ihr — wollüstig hintübergeneigt — den Kopf in den kraftkochenden, speienden, tosenden Geiser ihrer Rachen, sie und sich zu versuchen ... Wasser zu atmen...